Ich bin Annemarie Kirchmann, mein Geburtsname ist Führer. Ich bin am 23. Juli 1934 in Lindenberg geboren.

Ich erzähle von meiner Familie und meinem Zuhause.

Ich bin ja noch in den Baracken auf die Welt gekommen, da unten am Mühlbach. Für die kinderreichen Familien, die sich nichts anderes leisten konnten hat man diese Baracken errichtet. Später wurden Bauplätze für die Familien ausgeschrieben in der Sandstraße und oben in der Hub. Der Bauplatz war wirklich ein Moorgrund. Mein Vater war damals auf Arbeit in Lindau. Er ist mit dem Fahrrad von der Arbeit gekommen und hat abends an seinem Haus gebaut. Man hat einander beim Bau geholfen und hatte dann ein Haus mit einem großen Garten.

Hier konnte man sich mit Gemüse versorgen. Tiefkühltruhen gab es natürlich nicht. Wir hatten einen Holzherd und haben jeden Tag Feuer gemacht. Im Feuermachen waren wir gut. Spächtele machen haben wir es genannt, also Holzspäne zum Anfeuern. Zu Kriegszeiten haben wir Wasen genutzt. Der Vater hat den Wasen gestochen und wir haben sie aufgeschichtet. Wenn sie trocken waren hat man sie gewendet und weiter getrocknet. Die Fabriken haben ja damals mit dem Wasen geheizt. Später war es dann nur noch für die Familien. Wir haben den Wasen mit dem Leiterwagen bis in die Hub raufgeschoben. Manchmal hatten wir beim Einladen noch einen Frosch in der Hand. An das Wasenmoos kann ich mich noch gut erinnern.

Am Samstagabend haben wir immer gebadet, dann gab einen frischen Schlafanzug und am Sonntagmorgen für jeden die frische Unterwäsche, für jedes Kind schön hergerichtet. Das war schon etwas Besonderes, weil man die ganze Woche mehr oder weniger das gleiche Gwand anhatte. Für neun Personen: Unterwäsche, Hemden hat man alles von Hand waschen müssen. Es war ein Hochgenuss: frisch gebadet und in das frische gewaschene Zeug rein. Meine Mutter hat das alles perfekt organisiert.

Meine Schulzeit und meine Lehre

Meine Schulzeit begann mit dem 2. Weltkrieg. Es hieß damals, es dürfen nur die mittags heim, die weniger als zwei Minuten nach Hause haben, die anderen müssen in den Schutzkeller. Drum hab ich behauptet, ich hätte weniger als zwei Minuten und bin im Dauerlauf heimgerannt. Später war das Lazarett im Schulhaus über ein ganzes Stockwerk. Mit zehn kam ich darin in die Oberrealschule, die ganz oben im Schulhaus war. Im Keller waren Gefangene.

Ich kann mich auch noch gut erinnern, wie in den letzten Kriegstagen das Restmilitär durch Lindenberg gezogen ist. Die deutschen Soldaten sind alle Richtung Berge geflüchtet. Man hat ihnen auch, wenn es möglich war, was zu essen zugesteckt.

Unser Vater war ein Sozi, wir waren die „roten Führer“. Ich weiß, dass meine Eltern total überzeugt waren. Ich denke, mein Vater wäre nicht mehr lange in Lindenberg geblieben, wenn dieses Geschäft mit den Nazis noch länger gedauert hätte. Aber dadurch, dass wir so kinderreich waren, haben wir auch wieder einen Pluspunkt gehabt. Damals gab es das „Goldene Mutterkreuz“ und meine Mutter sagte: Des hol ich mir, do gang i na, des Fescht mach i mit!

Zu Hitlers Geburtstag hat sie lange keine Fahne rausgehängt. Unser Vater war ja irgendwo im Krieg. Von den Nazis zur Rechenschaft gestellt sagte meine Mutter: Es tut uns leid, wir haben kein Geld für eine Fahne, bis die Nazis schließlich mit einer Fahne ankamen.

Im Bräuhaus war damals eine jüdische Familie, ich meine namens Steiner. Unsere Mutter hat uns immer von diesen Steiners erzählt; ich habe nur angenehme Dinge über sie erfahren. So waren uns auch die jüdischen Gebräuche gar nicht fremd. Die einzig Überlebende der Steiners hat einmal meine Mutter besucht.

Ich bin nur vier Jahre in die Oberrealschule gelangen. Mein Vater hatte sein Gleichheitsprinzip: Wir waren sieben Kinder. Meine Mutter hat elf Kinder auf die Welt gebracht, ich war das siebte davon. Überlebt haben sechs Mädchen und ein Bub, das war der stadtbekannte „Führer Willi“, meistens unterwegs in Tracht. Meine älteren Geschwister hatten eben ihre Schulpflichtzeit absolviert und für mich sollte es keine Ausnahme geben. ich bin gerne in die Schule gegangen aber wir mussten alles selber bewältigen. In unserer Familie durfte jeder eine Lehre machen, was bei kinderreichen Familien nicht oft der Fall war. Wir durften uns unsere Berufe alle selber auswählen.

Ich habe meine Lehre bei der Firma Reich begonnen. Ich habe es nie bereut, es war eine wunderbare Zeit. Man hat damals die Fabrik wirklich vom Keller bis zum Dachboden gekannt. Wenn man die Musterkollektionen gemacht hat mussten die Hüte schnell durch die Fabrik, man hat gesagt, man muss die Hüte „fuchsen“.

Später als Gesellen durften wir auch in die Schweiz zum Modelle einkaufen. Wir hatten eine prima Chefin, die Frau Rist, das war *die* Chefin, und deshalb waren wir auch verflixt ehrgeizig. Wenn man mittags heim ist waren die Straßen in Lindenberg schwarz von hunderten von Leuten, die zum Essen heimgegangen sind.

Uns ging es gut, wir bekamen daheim jeden Mittag ein warmes Essen. Aber ich kann mich an ein Gericht erinnern, das ich gar nicht mochte, das waren diese verflixten sauren Kartoffeln. Bei uns in der Küche war ein kleiner Holztisch und da hat meine Mama garniert; sie war Herrenhutgarniererin. Damals hat man die Hüte selber geholt und selber wieder abgeliefert. Sie ist mit dem Leiterwagen oder im Winter mit dem Schlitten zur Hutfabrik Reich gefahren. In einen Karton passten etwa 60 Hüte, die man dann abgeliefert hat. Sie wurden kontrolliert, ob sie schön genug waren. Das war der Hauptverdienst, denn die Väter waren oft arbeitslos. Mein Vater war auch eine Zeitlang daheim, er war zum Glück ein geschickter Hausmann, er konnte gut kochen und nähen.

Meine Mutter war immer daheim, sie saß immer in der Küche, sie hat immer Herrenhüte garniert, praktisch ihr Leben lang. Dabei haben wir Kinder am Küchentisch unsere Aufgaben gemacht, wir hatten eine riesige Wohnküche. Wir Kinder waren Zuhilfen. Es gab ein großes Nadelkissen und wir haben immer Fäden eingefädelt. Bevor wir fort sind musste das Nadelkissen voller Fäden sein, da haben wir praktisch im Akkord geschafft.

Am besten kann ich mich an die Salzburger Hüte erinnern, die damals gerade Mode waren. Der dunkle Filz mit dem seidengrünen Einfass und einem breiten Band und es gab eine bestimmte genfaltete Masche. Dafür hatte unser Vater auf Pappendeckel Schablonen gemacht, damit die Mäschle immer gleich groß wurden. Bevor wir abends fortgingen haben wir eben Mäschle gemacht.

Wie wir unsere Freizeit verbrachten

Zum Skifahren ist man am Sonntagnachmittag nach Weiler runtergefahren und dann über Manklitz wieder heimgelaufen, drum hatten wir auch eine riesen Kondition. Später ist man dann auf die Lindenberger Hütte bei Steibis oberhalb vom Lanzenbach, die früher ganz bekannt war. Wir sind mit dem Zügle nach Oberstaufen gefahren und dann weiter mit den Skiern. Was nimmt man mit? Ein paar hartgekochte Eier und ein Brot, das war alles nicht so wichtig. Wenn man auf der Lindenberger Hütte übernachtet hat, ging's am nächsten Morgen rauf zum Falken, wo es auch schon einen Lift gab. Einmal ging ich mit meiner Freundin Edeltraud auf den Sederer. Da ging es von Immenstadt durch den Wald den ganzen Weg über das Naturfreundehaus auf den Sederer, alles im Tiefschnee. Zurück

ging's wieder mit dem Zügle, und da drinnen hat's ganz schön gedämpft. Die Skihosen waren einfache Wollhosen, die Ausrüstung war noch recht einfach, aber wir hatten's immer lustig.

Als Kinder haben wir viel Zeit am Waldsee verbracht. Der Waldsee war das Herz dieser Zeit. In den Schulferien oder am Wochenende waren wir viel am Waldsee. Meine Eltern haben damals schon schwimmen können, was eine große Ausnahme war. Ich weiß noch, wie ich mit meiner Mama zum ersten Mal durch den Waldsee geschwommen bin. Die älteren Geschwister erzählten von den Sonntagen am Hansenweiher, da durfte man damals noch baden. Sie haben, wie man heute sagen würde, Picknick gemacht und die Stunden im Freien verbracht mit Kind und Kegel. Das andere war das Katzenholz, im kleinen Katzenholz waren wir daheim. Wir mussten alle unsere kleinen Geschwister mitnehmen im Kindswagen, manchmal hat man einen vergessen am Heimweg. Um vier Uhr nachmittags gab's immer ein Brot, manchmal mit Marmelade, aber das höchste der Gefühle war das Brot mit Zucker. So verbrachten wir Stunden im Wald mit den ganzen „Hublerbälg“, also mit all den Nachbarskindern von der Hub. Wir hatten also wirklich keine Probleme, wie wir unsere Zeit verbringen.

Dieses Interview ist vom Oktober 2012, der folgende Nachtrag vom Januar 2021:

Meine Mutter war eine selbstbewusste und resolute Frau, die uns sieben Kinder meist allein versorgte und in Heimarbeit Hüte garnierte. Unser Vater war Maurerpolier beim Unglehrt in Memmingen und oft die ganze Woche oder auch zwei Wochen weg. Wir waren die „Roten“, unser Vater war nicht in der Partei.

Ein Nachbarsbub erzählte unserer Mutter, dass der Lehrer meinen Bruder Willi auf dem Kieker hatte und ihn gemein abfragte. Da ging unsere Mutter hin und sagte, dass sie das nicht richtig finde. Er solle lieber auf die Schüler aufpassen, als vorne am Pult den Völkischen Beobachter zu lesen. Das war sehr mutig von meiner Mutter und hatte Gott sei Dank keine schlimmen Folgen.

Jacob Plaut, ein angesehener Mann, wurde 1944 ins KZ Theresienstadt deportiert. Ich war zehn Jahre alt und erinnere mich daran wie in einer Momentaufnahme: Ich stand mit mehreren Leuten am Straßenrand vor der Hutfabrik Reich, als Jacob Plaut mit einer Kutsche weggefahren wurde. Wer die Kutsche organisiert hatte, weiß ich nicht.

Einmal saß ich auf dem Weg vom Waldsee nach Hause hinten auf der Stange eines Heufuhrwerks. Vor mir das hoch aufgetürmte Heu auf dem Wagen, ich konnte gar nichts sehen. Auf der Höhe vom Rathaus kam der Bürgermeister Vogel und sagte: „Das tut man nicht! Wem gehörst du?“ Ich antwortete: „Dem Führer (mein Geburtsname).“ Da hat er mir eine Watsche gegeben. Ich dachte damals, ich hätte die Watsche bekommen, weil mein Vater nicht in der Partei war.

Pater Klingenberg war ein Machtmensch, der heftige Watschen verteilte, dass die Buben schier aus der Bank flogen. Er erteilte den Kommunionunterricht und sagte, dass man vor der Kommunion 30 Tage lang jeden Tag am Morgen zum Gottesdienst gehen müsse, auch vor der Schule, sonst dürfe man nicht zur Kommunion. Meine Mutter ging zu ihm, weil sie das zu viel fand, denn damals lag im März noch sehr viel Schnee, wir mussten laufen, die Straßen waren schlecht geräumt und es gab noch keine so gute Winterkleidung wie heute. Wir Mädchen trugen Röcke und Wollstrümpfe mit Strapsen. Sie sagte, wenn die Kinder sich mit der nassen Kleidung in der kalten Kirche erkälten, müsse sie damit fertig werden und sie versorgen. In der Schule wäre es wenigstens warm, da könne die Kleidung trocknen. Die Gottesdienstpflicht wurde dann geändert.